

Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas
Band 115

Archäologie zwischen Ost und West

Festschrift für Joachim Henning zum 75. Geburtstag

Herausgegeben von
Felix Biermann, Volker Schimpff,
Jiří Macháček und Hans-Jürgen Beier

BEIER & BERAN. ARCHÄOLOGISCHE FACHLITERATUR
LANGENWEIßBACH 2026

Inhalt

Vorwort 9

Felix Biermann, Jiří Macháček, Hans-Jürgen Beier
Archäologie zwischen Ost und West – Joachim Henning zum 75. Geburtstag 11

Volker Schimpff
Joachim Henning – Schriftenverzeichnis 23

Forschungsgeschichte und Methodik

Jasper v. Richthofen
Von aus der Erde wachsenden Zwergentöpfen zur modernen Wissenschaft – Geschichte der archäologischen Forschung in der Oberlausitz 35

Heike Krause
Archäologie trifft Kunst – Funde als Bedeutungsträger im Bildprogramm des Schweriner Schlosses, insbesondere in Theodor Schloepkes Gemälde „Niklots Tod“ 53

Armin Volkmann
Algorithmische Bildmuster- und Objekterkennung in der Landschaftsarchäologie 67

Römische Kaiser-, Völkerwanderungs- und Merowingerzeit

Morten Hegewisch
Germanische Gesichtsurnen 89

Thomas Fischer
Eine Adlerdarstellung auf dem Schutzbügel eines Infanteriehelms der römischen Kaiserzeit 103

Volker Schimpff
Captus et catenatus – ein archäologischer Blick auf die Vereidigung des heiligen Martin von Tours als Soldat 113

Ines Spazier
Zwei merowingerzeitliche Gräber im mittleren Saaletal bei Schöps, Saale-Holzland-Kreis 123

Frühmittelalter Ost-, Mittel- und Südosteuropas

Jens Schneeweiß, Anna Bartrow, Alena Kasjuk, Valjanzina S. Vjarhei
Frühe Slawen am Prypjaz. Archäologische Untersuchungen der Siedlungskammer von Snjadzin in Polesien 135

Andrzej Buko
Piast Rulers Policy, Society and Mazovia Region in the Early Middle Ages 153

Jiří Macháček, Renáta Přichystalová
When were the Moravian Slavs Christianized? New Archaeological Insights into the Origins of Missionary Activity in East-Central Europe 165

Naďa Profantová
Gilded Fitting with Christian Symbols of Carolingian Type from Kouřim-"U sv. Jiří" (Central Bohemia) 179

Luděk Galuška
Lateres, tegulae mammatae, tegulae, imbrices – zur Frage des Vorkommens und der Nutzung der Baukeramik im frühmittelalterlichen Mähren 189

Sebastian Heber
Entstehung und Entwicklung früh- und hochmittelalterlicher Siedlungsstrukturen im Berliner Raum 203

Bettina Jungklaus, Torsten Trebeß, Stefan Dalitz
Ein spätslawisches Gräberfeld aus dem Umfeld der Hevellerburg in Brandenburg an der Havel 217

Daniel Ziemann
Pliska im 9. Jahrhundert – Forschung zwischen Fakten und Fiktionen 231

Slawische Burgen

Fred Ruchhöft
Burgen als Zentralorte in Mitteleuropa – eine Sammelleidenschaft mit ungewissem Ausgang? 241

Gabriel Fusek
Der Beitrag der Radiokarbonanalysen zur Datierung des Burgwalls in Divinka (Nordwestslowakei) 269

Pavel Kouřil
In the Shadow of the More Famous and Important – Selected Finds of Small Metal Artefacts from the Staré Zámky Stronghold in Brno-Líšeň (Moravia) 281

Peter Milo
Frühmittelalterliche Burganlagen im großmährischen Kerngebiet: geophysikalische Perspektiven 295

Lumír Poláček
Talaue, vergangene Flussarme und Dendrochronologie – Rückblick auf eine Forschungsetappe in Mikulčice 311

Zbigniew Robak, Karol Pieta, Matej Ruttkay
Early Medieval Hillforts of Western Slovakia and Selected Issues of Their Chronology 327

Eyub Fikret Eyub
Geomagnetische und bodenkundliche Untersuchungen am Burgwall von Berge, Stadt Nauen, Lkr. Havelland 347

Hoch- und Spätmittelalter

Rainer Kuhn
Neues vom Magdeburger Domhügel? 357

Brigitta Kunz
Klein und groß – Bausteine im Baugeschehen des 11. bis 13. Jahrhunderts.
Betrachtungen zur Bauweise der Vierkonchenkapelle der Magdeburger Dompropstei 367

Katrin Frey
Hölzernes Gerät aus dem Kloster Marienwerder bei Seehausen in der Uckermark 377

Felix Biermann
Mittelalterliche Burgen vom Typ Motte zwischen Altmark und Niederschlesien –
zu einer Besprechung von Yves Hoffmann 399

Vorwort

Prof. Dr. Joachim Henning, der im Jahr 2026 seinen 75. Geburtstag feiert, hat sich als Archäologe mit einem Schwerpunkt auf der Frühgeschichte und dem Mittelalter, als Hochschullehrer an der Humboldt-Universität zu Berlin und an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main sowie als Leiter großer Forschungsprojekte insbesondere zur Spätantike und zum frühen Mittelalter in Mittel-, Südost- und Ostmitteleuropa außerordentliche Verdienste erworben. Das gilt insbesondere für die Neujustierung der slawischen Archäologie und ihrer chronologischen Systeme in den 1990er Jahren: Zu den Grundlagen und Forschungsprämissen, mit denen die Archäologie des slawischen frühen Mittelalters im ostdeutschen Raum heute arbeitet, hat der Jubilar entscheidend beigetragen, nachdem es in diesem Themenfeld mit der politischen Wende von 1989/90 zu großen Umbrüchen gekommen war.

Dies würdigen 35 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler in dieser Festschrift mit ihren 27 Aufsätzen, die sowohl die große thematische Breite der Forschungsinteressen des Jubilars als auch deren Schwerpunkte widerspiegeln. Sie widmen sich entsprechend der archäologischen Forschungsgeschichte und Methodik, der Römischen Kaiser-, Völkerwanderungs- und Merowingerzeit, dem Frühmittelalter Ost-, Mittel- und Südosteuropas, den slawischen Burgen und dem Hoch- und Spätmittelalter – so sind die festschrifttypisch vielfältigen Beiträge dieses Bandes auch gegliedert und gebündelt. Der Titel des Buches, „Archäologie zwischen Ost- und West“, nimmt einerseits Bezug auf die bemerkenswerte wissenschaftliche Laufbahn des Jubilars, die in der Deutschen Demokratischen Republik begann und dort ihren ersten Gipfelpunkt an der Ost-Berliner Akademie der Wissenschaften erlebte, um sich im wiedervereinigten Deutschland dann am Archäologischen Institut der Frankfurter Universität zu entfalten; andererseits verdeutlicht die Benennung die breiten Interessengebiete Joachim Hennings, die Ost- und Westeuropa gleichermaßen umfassen und in denen das spätantik-frühmittelalterliche Beziehungsgeflecht zwischen benachbarten Kulturen und Gesellschaften, interregionale Kontakte, Kommunikation und Mobilität stets besonderen Raum einnahmen.

Diese Veröffentlichung hat eine längere Vorgeschichte. In den letzten 15 Jahren gab es wiederholte Anläufe, Joachim Henning mit einer Festschrift zu gratulieren, namentlich zu seinem 65. und seinem 70. Geburtstag. Diese Bemühungen führten jedoch zunächst nicht zum Erfolg – insbesondere deshalb, weil die Herausgeber damals mit anderen Verpflichtungen vollends ausgelastet waren. Das Wesen von Festschriften bringt es mit sich, dass derlei Unterfangen, ist der Stichtag einmal verpasst, dann erst nach einer halben Dekade erneut aufzunehmen sind. Erst im letzten Jahr sahen sich die Unterzeichneten in der Lage, das Vorhaben endlich konkret anzugehen, und sind sehr froh, dass diese Anstrengungen nun gefruchtet haben. Eine große Zahl von Freunden, Schülern, Kollegen und Weggefährten des Jubilars hat unseren Anfragen spontan entsprochen und in relativ kurzer Frist Aufsätze zu dieser Publikation beigesteuert. Auch wenn einige Autoren ihre Zusage dann aus Zeitgründen doch nicht einhalten konnten, ist es gleichwohl eine stattliche und würdige Festgabe geworden.

Die Herausgeber dieses Bandes danken allen um diesen Band verdienten Personen, besonders Edgar Berg (Wilkau-Haßlau) für das gelungene Layout, dem Verlag Beier und Beran (Langenweißbach) für die Aufnahme in die „Beiträge zur Ur- und Frühgeschichte Mitteleuropas“ sowie die wie stets angenehme Kooperation bei der Druckvorbereitung und Veröffentlichung, Dr. Katrin Frey (Prenzlau) für Unterstützung bei den Korrekturen und nicht zuletzt den Autorinnen und Autoren für ihre hervorragenden Manuskripte. Die Veröffentlichung ermöglichten großzügige Förderungen des Instituts für Archäologie und Museologie der Philosophischen Fakultät der Masaryk-Universität Brünn (Brno), des Mittel- und Ostdeutschen Verbandes für Altertumsforschung e. V. (Görlitz) und der Archäologischen Gesellschaft in Berlin und Brandenburg e. V. (Berlin), was dankbar hervorgehoben sei. Wir sind uns sicher, dass der Jubilar seine Freude an diesem Werk haben wird, und wünschen dem Buch darüber hinaus eine große und interessierte Leserschaft.

Stettin (Szczecin), Halle (Saale), Leipzig, Brünn (Brno), Langenweißbach, im August 2026

Felix Biermann Volker Schimpff Jiří Macháček Hans-Jürgen Beier

Felix Biermann, Jiří Macháček, Hans-Jürgen Beier

Archäologie zwischen Ost und West – Joachim Henning zum 75. Geburtstag



Abb. 1. *Der Jubilar bei der Probenentnahme am Burgwall von Bojná in der Slowakei im Sommer 2008 (Foto: M. Ruttkay).*

35 Autorinnen und Autoren beleuchten in dieser Festschrift für Prof. Dr. Joachim Henning (Abb. 1) zu seinem 75. Geburtstag die Archäologie und Kulturgeschichte eines geographisch weiten Raumes, zwischen Prypjaz (Prypjat) und Rhein, zwischen Schwarzem Meer und Ostsee. Zeitlich umreißen die 27 Beiträge anderthalb Jahrtausende – von der Römischen Kaiserzeit bis ins späte Mittelalter – und auch thematisch sind sie ungemein vielfältig: Methodologische Problemstellungen und forschungsgeschichtliche Betrachtungen stehen neben klassischen Auswertungen wichtiger Funde und Fundplätze, die Archäologie Ost-, Ostmittel- und Südosteuropas wird facettenreich beleuchtet, und einen Schwerpunkt bilden Burgwallforschungen aus dem westslawischen frühen Mittelalter.

Wir sind uns sicher, dass der Jubilar an diesem breiten Themenspektrum seine Freude haben und darin auch wichtige Aspekte seines eigenen wissenschaftlichen Wirkens erkennen wird, wenngleich ein Buch dafür kaum ausreicht – J. Hennings Forschungsinteressen umfassen noch weit größere Zeiten und Räume, nehmen

stets die großen Linien und Zusammenhänge in den Blick und lassen sich hier mithin nur ansatzweise abbilden. Schon während der DDR-Zeit, als sich archäologischen Forschungen jenseits der Staatsgrenzen viele Hürden entgegenstellten, vermochte der junge und sprachbegabte Wissenschaftler seinen Radius nach Südosteuropa zu erweitern, mit archäologischen Ausgrabungen und Studien u. a. in Ungarn und namentlich in Bulgarien. Nach der Wiedervereinigung wusste er die neue Freiheit für zahlreiche internationale Projekte zu nutzen, so in Bulgarien, Polen, Tschechien, Frankreich, Spanien und insbesondere in der Slowakei.

Auf dieser breiten Erfahrungs- und Wissensbasis konnte er Modelle entwickeln, die Erklärungen für oft epochale Fragen in einer west-östlichen, eurasischen, mitunter sogar globalen Dimension anboten – etwa für die Agrar- und Sozialgeschichte der Spätantike und des frühen Mittelalters, für die slawische Expansion in Ost- und Mitteleuropa, die Entwicklung der Herrschaftsstrukturen im Frankenreich und in den Slawenländern, die ökonomische Bedeutung des karolinger- und ottonenzeitlichen Sklavenhandels. J. Henning bezog dabei stets die Ergebnisse von Nachbarwissenschaften – Geschichte und diverse Naturwissenschaften – in seine Vorhaben und Überlegungen mit ein. Er betrieb so Historische Archäologie, lange bevor dieser Begriff in Mode kam. Überhaupt war der Wissenschaftler immer innovativ, nutzte erstmals systematisch die Dendrochronologie zur Klärung der großen Fragen des ost- und ostmitteleuropäischen Frühmittelalters – dies mit spektakulärem Erfolg – und bemühte sich bis zum Ende seiner beruflichen Laufbahn stets und erfolgreich darum, methodisch am Puls der Zeit zu bleiben (etwa in Bezug auf Geophysik und Mikromorphologie).

Es sind die große Sachkenntnis, der weite Überblick und die Fähigkeit, komplexe historische Entwicklungen in verständlichen, oft auch provokant zugespitzten Entwürfen zu veranschaulichen, die Schüler und Kollegen immer wieder beeindrucken. Zugleich interessierte sich J. Henning bei seinen vielen Ausgrabungsprojekten, an denen er mit Kelle und Bleistift selbst intensiv mitwirkte, stets auch für die kleinsten Einzelheiten von Befund und Fundstoff – der Ausgangspunkt aller großen Thesen liegt im Kleinen. Die Faszination, die von der Persönlichkeit des Jubilars ausgeht, kann man v. a. dann erahnen, wenn man das Glück hatte, bei einer Burgwallgrabung an der dort stets üblichen, überaus fruchtbaren und lehrreichen Detaildiskussion der komplizierten Wallprofile im Kreise aller Teilnehmer teilzuhaben; oder wenn man der zeichnerischen Aufnahme eines solchen Profils beiwohnte, bei der der Jubilar ungemein geschwind und geschickt die oft diffizile Befundsituation erfasste und wiedergab.

Joachim Henning,[1] am 7. Juli 1951 geboren im Städtchen Angermünde in der Uckermark, wuchs ab 1960 in Ost-Berlin auf und volontierte schon als Schüler bei dortigen Stadtkerngrabungen unter Leitung H. Seyers (1936–2019). Ab 1972 studierte er Ur- und Frühgeschichte an der Humboldt-Universität, maßgeblich bei den Professoren K.-H. Otto (1915–1989) und H. Grünert (1927–2010). 1976 schloss er das Studium mit der Diplomarbeit „Studien zur Keramikproduktion im Donau-Karpaten-Raum in der Spätantike und im frühen Mittelalter auf der Grundlage von Werkstattbefunden“ ab, die anhand von Töpfereien aus Bulgarien, Rumänien, Ungarn sowie dem damaligen Jugoslawien Fragen von Kontinuität und Neubeginn in jener Transformations- und Umbruchsepoche untersuchten (Henning 1977; 1978). Diesem Raum und dieser Periode blieb Henning auch mit seiner 1982 in Berlin verteidigten Dissertation treu, „Südosteuropa zwischen Antike und Mittelalter. Beiträge zur Landwirtschaft des 1. Jahrtausends u. Z.“ (Henning 1987a). Bis heute ist diese Studie ein Standardwerk sowohl zur südosteuropäischen Agrartechnik jener Zeitspanne als auch vorbildlich für die archäologische Erforschung der Transformationen im Epochenwandel zwischen Spätantike und frühem Mittelalter. Die Arbeit gelang maßgeblich auf der Grundlage ausgedehnter Studienreisen durch die südosteuropäischen Länder; auch die Teilnahme am großen Grabungsprojekt der Akademie der Wissenschaften der DDR (Zentralinstitut für Alte Geschichte und Archäologie, ZIAGA) im bulgarischen Krivina, dem spätantiken Kastell Iatrus, kam der Sache zugute.

Seit 1976 war der Jubilar am ZIAGA der Akademie angestellt, und bis zum Ende dieser bedeutenden Ostberliner Institution (1991) im Zuge der Wiedervereinigung wirkte er dort als wissenschaftlicher Mitarbeiter. Die damals geknüpften Verbindungen nach Bulgarien blieben auch nach der Wende lebendig und führten in den 1990er Jahren zu großen Forschungsprojekten u. a. im berühmten Pliska, dem wichtigsten Zentrum des ersten bulgarischen Reiches.

Seit den späten 1970er Jahren wandte sich J. Henning aber auch der slawischen Archäologie im ostdeutschen Gebiet zu, wofür die Ausgrabun-

[1] Vgl. die Würdigung des Jubilars seitens A. Leubes (2010, 185–187) sowie die ausführlichere Version bei Academia.edu (siehe: https://uni-frankfurt.academia.edu/Joachim Henning/CurriculumVitae [21. März 2026]), auf die wir uns nachfolgend auch beziehen. – Dank gilt Dr. G. Wetzel (Cottbus), Doc. PhDr. M. Ruttkay, CSc. (Neutra/Nitra) und Dr. I. Heindel (Berlin) für die Überlassung von Fotografien.

gen auf einer germanischen und frühslawischen Siedlung am „Schleipfuhl" in Berlin-Hellersdorf und auf dem Burgwall von Presenchen bei Luckau in der Niederlausitz eine entscheidende Rolle spielten (Henning 1980; 1987b; 1991a). Beide Projekte fanden im Rahmen von Notgrabungen statt, an denen sich die Akademie beteiligte. Insbesondere in den fortgeschrittenen 1970er und 1980er Jahren gerieten immer größere Teile der Lausitzer Kulturlandschaft in den Fokus des rasant expandierenden Braunkohletagebaus – u. a. waren mehrere slawische Burgwälle betroffen. Auch Presenchen wurde abgebaggert. Bei den Forschungen an diesem Burg-Siedlungskomplex, an dessen Bauhölzern K.-U. Heußner Ende der 1980er Jahre erste Jahrringdatierungen gelangen, erkannte der Jubilar die Probleme des namentlich von J. Herrmann (1932–2010) – seit 1969 Direktor der ur- und frühgeschichtlichen Akademiesektion bzw. des ZIAGA – entworfenen Chronologieschemas für die Slawenzeit, das sich zumindest in den älteren Abschnitten als viel zu früh erwies; die Burgen des sog. Tornower Typs gingen nicht, wie Herrmann (1966; 1973) im Ergebnis seiner Forschungen am namengebenden Fundplatz bei Calau vertreten hatte, bereits auf das 7. Jh. zurück, sondern waren erst seit der zweiten Hälfte des 9. Jhs. und vorrangig im 10. Jh. errichtet worden. Diese bahnbrechende Erkenntnis, abgesichert dann in dem 1992 eingeleiteten DFG-Projekt „Germanen–Slawen–Deutsche" mit der Reihenuntersuchung und Dendrodatierung zahlreicher slawischer Burgen dieser Art in der Niederlausitz (Henning 1998), hatte enorme Auswirkungen. Das bis dahin gültige Zeitschema für die frühen Phasen der slawischen Besiedlung in Ostdeutschland fiel buchstäblich in sich zusammen. Hielt man die Ergebnisse in der Niederlausitz zunächst für eine Art Sonderentwicklung jener Region, stellte sich bald heraus, dass ähnliche chronologische Verschiebungen für erhebliche Teile des nördlichen westslawischen Raums zutrafen, namentlich auch in größeren Teilen Polens. Die Jahrringdaten zeigten überdies, dass die gesamte slawische Besiedlung im nördlichen ostdeutschen Raum später anzusetzen ist als zuvor gedacht – nicht im 6., sondern erst im fortgeschrittenen 7. Jh. ließen sich erste slawische Gruppen in dieser Region nieder (z. B. Henning 1991a; 1991b; Henning/Heußner 1992). Den zuvor dort siedelnden germanischen Gruppen begegneten sie dabei offensichtlich nicht mehr, zumindest nicht in namhaftem Ausmaß (vgl. Biermann u. a. 1999).

Die deutliche, thesenstarke und auch durchaus konfrontative Form, mit der J. Henning (Abb. 2—4) diese neuen Ergebnisse in der Wendezeit bekannt gab und auch in Stellung gegen seinen (ehemaligen) Chef J. Herrmann brachte, hat ihm nicht nur Beifall eingebracht, insbesondere unter seiner ostdeutschen Kollegenschaft. In der damals ohnehin aufgeheizt-nervenzerrenden Umbruchsphase herrschte über diese Fragen großer, auch polemisch und persönlich ausgetragener Streit. Namentlich war J. Herrmann nicht zu Zugeständnissen bereit (vgl. z. B. Herrmann/Heußner 1991; Herrmann 2008). Wenngleich letztlich auf verlorenem Posten und in Kenntnis immer neuer Jahrringdaten, die in sein Schema nicht zu fügen waren, vertrat er seine Datierungsvorstellungen bis zuletzt fast ohne Abstriche (vgl. Biermann 2010).

Tatsächlich hatte J. Henning aber in wesentlichen Punkten recht, und der klare Bruch mit überlebten, als unzutreffend erwiesenen Datierungsvorstellungen war unbedingt richtig. Durch diesen Schnitt blieb die Phase der Verwirrung, die der fundamentale Zusammenbruch eines bedeutenden Datierungsschemas und die Entwicklung eines neuen Systems unweigerlich mit sich bringt (und auch mit sich brachte), auf eine vergleichsweise kurze Zeitspanne begrenzt. Diese Periode, in der sich völlig unterschiedliche Datierungsvorstellungen ganz unversöhnlich gegenüberstanden, in der es bei Tagungen zu „Showdowns" zwischen den Protagonisten kam und in der sich zeitweise niemand mehr auskannte, war zwar sehr spannend, voller Dramatik und in ihrem offenen Austrag einer Kontroverse mit klaren Gegensätzen auch wissenschaftlich ertragreich. Auf Dauer erwies sie sich aber nicht als produktiv, sodass ihr baldiges Ende und der rasche Übergang zu einer neuen Phase begrüßenswert waren. In anderen Ländern, in denen niemand einen klaren Schnitt erzwang, zogen sich die vielfach ebenfalls notwendigen Korrekturen am Geschichtsbild viel länger hin, erfolgten teils auch gar nicht, und diese Sachlage hemmt die Wissenschaft mitunter bis heute. J. Henning hat damals mit viel Selbstvertrauen, ohne falsche Scheu vor Konflikten und durchaus wacker eine fehlerhafte archäologische Lehrmeinung von großer Wirkmacht korrigiert und die Grundlagen für das Datierungs- und Deutungsgerüst gelegt, das sich als richtig erwies und mit dem heute allgemein gearbeitet wird – gewiss nicht im Alleingang, aber doch maßgeblich. Zugleich hat er die „dendrochronologische Revolution" in der slawischen Archäologie, die aus verschiedenen Gründen hinter dem „Eisernen Vorhang" lange hinauszögert worden war, entscheidend vorangebracht. Das ist sicherlich ein besonders großes und bleibendes Verdienst des Jubilars.

Die spektakulären Auseinandersetzungen in Ostdeutschland führten damals auch zu schlagartiger Steigerung seiner Bekanntheit in den



Abb. 2. *J. Henning (auf dem Fahrersitz) bei den Ausgrabungen an der slawischen Siedlung von Lübben-Steinkirchen im Spreewald, Brandenburg, im Frühjahr 1989. Rechts sitzen N. Kneidel und I. Heindel (Foto: Archiv I. Heindel).*



Abb. 3. *J. Henning bei einer Tagung im Schloss Sallgast, Niederlausitz, im April 1989 (Foto: G. Wetzel).*



Abb. 4. *Exkursion bei derselben Tagung: J. Henning (mit rotem, schwarz-weiß gestreiftem Schal) folgt den Ausführungen von Grabungsleiter H. Rösler in Groß Lübbenau (Foto: G. Wetzel).*

slawischen Nachbarländern. Er wurde zum Anlaufpunkt für alle jüngeren Wissenschaftler, die dort um eine Erneuerung und Berichtigung der tradierten archäologischen Prämissen bemüht waren. Daraus ergaben sich dann auch diverse Kooperationen, etwa gemeinschaftliche Forschungen an slawischen Burgwällen der Tornower Art in Nordmasowien zusammen mit M. Dulinicz (1957–2010) aus Warschau (Warszawa) (Dulinicz 1998) oder Bemühungen um den Aufbau einer dendrochronologischen Standardkurve für Mähren bzw. für den mährischen Zentralort Mikulčice gemeinsam mit L. Poláček (Brünn/Brno) und J. Vrbová Dvorská (1969–2001).[2]

Die kurze Phase beruflicher Unsicherheit, die auch J. Henning nach der Auflösung des Akademieinstituts 1991 erlebte, führte ihn zunächst an den Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte der Humboldt-Universität, wo er eine Dozentur innehatte und das bereits angesprochene DFG-Niederlausitzprojekt in Angriff nahm. 1993 habilitierte er sich an der Freien Universität Berlin mit einer Studie zum Thema: „Von der Römerzeit zum Frühmittelalter. Wirtschaftsarchäologische Quellen zu ökonomischen Wurzeln und technischer Basis der Grundherrschaft in West- und Mitteleuropa“. Erstgutachter war B. Hänsel (1937–2017). Schon wenig später, 1994, erhielt Henning einen Ruf auf eine Professur für Vor- und Frühgeschichte an der Goethe-Universität Frankfurt/M., die er bis zu seiner Emeritierung 2017 innehatte (Abb. 5).

Von hier aus initiierte er mit wechselnden Kooperationspartnern zahlreiche bedeutende archäologische Projekte, unter denen die Burgwallforschungen in der Slowakei besonders hervorzuheben sind.[3] Aber auch in Bulgarien brachte er mit neuen Forschungen und Thesen frischen Wind in überkommene Geschichtsbilder,[4] dekonstruierte das Bild der fränkischen Büraburg in Nordhessen (Henning/Macphail 2004; Henning u. a. 2005), rückte die Wirtschafts- und Sozialgeschichte des frühen Mittelalters im

[2] Siehe den Beitrag von L. Poláček in diesem Band.

[3] Siehe den Beitrag von Z. Robak u. a. in diesem Band.

[4] Siehe den Beitrag von D. Ziemann in diesem Band.



Abb. 5. *J. Henning bei einer Konferenz in Potsdam-Babelsberg im März 2006. Links neben ihm G. Wetzel, dahinter A. Leube (Foto: Archiv G. Wetzel).*

Spannungsfeld von antiken Traditionen sowie fränkisch-slawischen Beziehungen facettenreich in den Fokus (z. B. Henning 2016) und brachte große Tagungsbände zu Burgen und Zentralorten im frühen Mittelalter heraus (Henning 1998; 2002; 2007). Gemeinsam mit A. Leube (Berlin) (Abb. 6) begründete er die bis heute blühenden „Studien zur Archäologie Europas“ (Habelt, Bonn) – mittlerweile liegen 38 Bände vor. Zusammen mit M. McCormick (Cambridge/Mass.) war er in Westeuropa aktiv, so im in der Spätantike bedeutenden Zentralort Tarquimpol in Lothringen (Frankreich) und in der westgotischen Stadtgründung Reccopolis in Guadalajara (Spanien) (Henning/McCormick 2018; Henning u. a. 2019). Auch in Mittel- und Ostdeutschland führte er Burgwallforschungen fort, u. a. in Hohenwarthe bei Magdeburg – hypothetisch das karolingerzeitliche Kastell „contra Magadaburg“ von 806 (Henning 2012) (Abb. 7) – und, zusammen mit F. Biermann, an der Feldberger Burg von Potzlow in der Uckermark (Biermann/Henning 2012) (Abb. 8).

Zugleich war J. Henning international sehr präsent, nahm Lehraufenthalte, Fellowships und Gastprofessoren u. a. in Sofia, an der Harvard University in Cambridge/Mass., in Dumbarton Oaks (Georgetown/Washington DC), Jerusalem und Nottingham wahr; insbesondere die Visiten in den USA haben dem Jubilar große Freude bereitet.

In Frankfurt wirkte er als Direktor des Instituts für Vor- und Frühgeschichte und als Sprecher des DFG-Graduiertenkollegs „Archäologische Analytik“ (1997–2000), das zu einem Institut für Archäologische Wissenschaften hinleitete. Hochengagiert in der Lehre, machte er dort zahlreiche Studenten mit der Mittelalterarchäologie vertraut; insbesondere auch mit der Archäologie der frühgeschichtlichen Slawen, die an den deutschen Universitäten ansonsten etwas ins Hintertreffen geraten ist. Seine Exkursionen waren stets gleichermaßen unterhaltsam und lehrreich. Etliche von J. Henning betreute Doktorarbeiten haben ihren Abschluss in gewichtigen Publikationen gefunden.[5] Als Gastgeber betreute der



Abb. 6. *J. Henning und A. Leube bei einer Arbeitsberatung am Lehrstuhl für Ur- und Frühgeschichte der Humboldt-Universität zu Berlin, Januar 2008 (Foto: G. Wetzel).*



Abb. 7. *Der Jubilar erklärt einer studentischen Exkursionsgruppe seine Grabungsergebnisse am Burgwall von Hohenwarthe unfern Magdeburgs, August 2008. Links (mit Hut) A. Kieseler, rechts (mit blauem T-Shirt) U. Frommhagen (Foto: F. Biermann).*



Abb. 8. *J. Henning bei der Probenentnahme am slawischen Burgwall von Potzlow in der Uckermark, Juli 2011 (Foto: F. Biermann).*

Jubilar immer wieder internationale Stipendiaten (u. a. aus Tschechien, der Slowakei, Polen und den USA), sodass es im mittelalterarchäologischen Bereich des Instituts in Frankfurt stets recht lebhaft zuging.

J. Hennings Arbeitsweise zeichnete sich stets durch Effizienz und Beharrlichkeit aus – die Basis seiner vielen archäologischen Projekte. Dabei war er immer kollegial, humorvoll und unprätentiös, zudem in der Lage, Verantwortung zu delegieren, etwa jungen Studenten Grabungsleitungen und wichtige wissenschaftliche Analysen anzuvertrauen. Seit nun gut zehn Jahren ist J. Henning im Ruhestand, den er in Wandlitz bei Berlin und in der Hauptstadt selbst genießt. Hier sorgen seine Frau, seine Söhne und Enkel für Abwechslung. Gleichwohl ist er weiterhin wissenschaftlich aktiv. Gewiss sind noch wichtige Beiträge zur Archäologie der Spätantike und des Frühmittelalters in Europa zu erwarten. Dabei wird es zweifellos weiterhin in besonderem Maße um die Beziehungen zwischen Ost und West gehen, die den Jubilar nicht nur zeitlebens beschäftigt haben, sondern die er auch selbst vertritt – seine wissenschaftliche Ausbildung und frühe berufliche Tätigkeit in der DDR hat er in beeindruckender Weise im wiedervereinigten Deutschland entfalten können. Er dürfte auch einer der ersten ostdeutschen Archäologen gewesen sein, der auf eine Professur in Westdeutschland berufen wurde. Diese bemerkenswerte Karriere hat eine große wissenschaftliche Wirkung entfaltet, dokumentiert in zahlreichen Publikationen und weitergetragen durch seine Schüler – Joachim Henning, ad multos annos!

[5] U. a. Biermann 2000; Westphal 2002; Kirilov 2006; Sonnemann 2010; Hanauska 2012; Volkmann 2013; Milo 2014; Kunz 2017; Barbe 2025.

Jasper v. Richthofen

Von aus der Erde wachsenden Zwergentöpfen zur modernen Wissenschaft – Geschichte der archäologischen Forschung in der Oberlausitz

Am 21. April 1779, in der Spätphase der deutschen Aufklärungszeit, kamen in der einstigen kursächsischen Provinzstadt Görlitz 18 forschende oder wissenschaftlich interessierte Oberlausitzer Herren zusammen und begründeten „zur Beförderung der Natur- und Geschichtskunde" die Oberlausitzische Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz (Lemper 2000). Initiatoren dieser Zusammenkunft waren Karl Gottlob Anton (1751–1818), Provinzialadvokat bei den Oberlausitzer Landständen, und der Gutsbesitzer, Ökonom und Naturforscher Adolph Traugott v. Gersdorf (1744–1807).

Unter den frühen Mitgliedern war die Erforschung archäologischer Altertümer in erster Linie im Interesse des Universalgelehrten Carl Adolph Gottlob v. Schachmann (1725–1789), Gutsherr in Königshain bei Göritz. Seine Passion für die Altertumsforschung muss offenbar bereits im Zuge der ersten Reisen geweckt worden sein, die der junge Schachmann seit dem Ableben seiner Mutter ab 1740 unternahm, um sich mit Hilfe des Grafen Nikolaus v. Zinzendorf (1700–1760) und der pietistischen Herrnhuter Brüdergemeine dem Zugriff seines Vaters zu entziehen. In den Jahren 1741 bis 1746 besichtigte er nachweislich diverse antike Stätten – darunter das südenglische Stonehenge, wikingerzeitliche Runensteine in Mittelschweden und v. a. römische Denkmäler in Südfrankreich (Richthofen 2025).

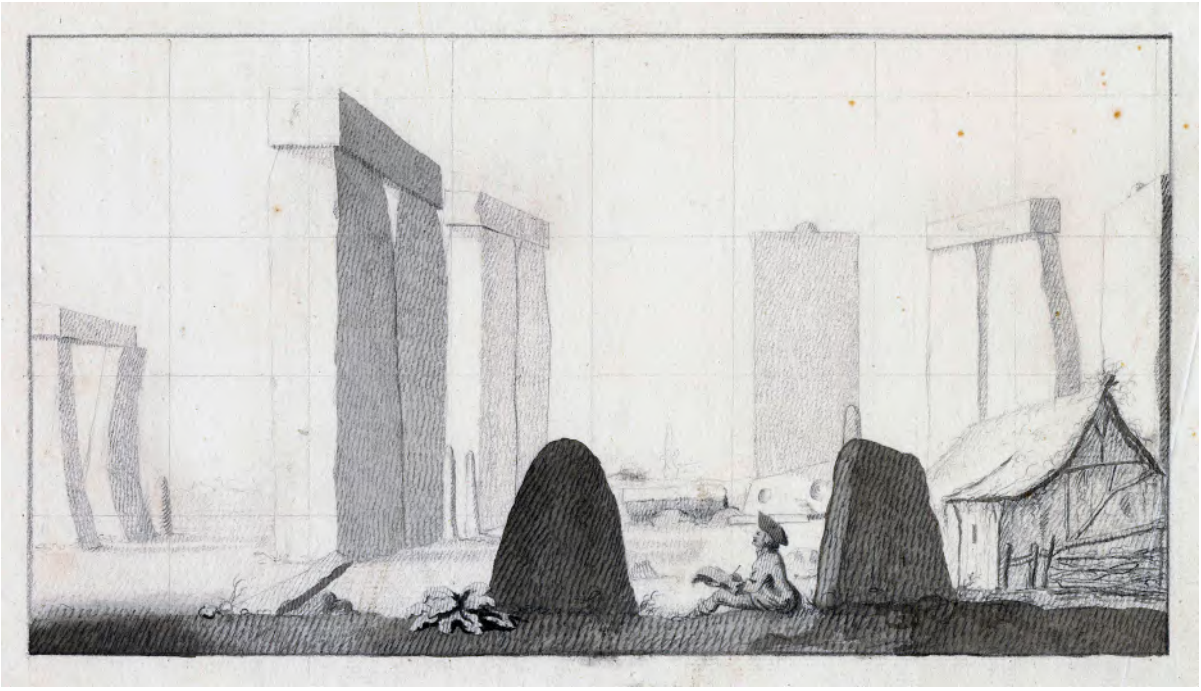


Abb. 1. *C. A. G. v. Schachmann, Stonehenge, Wiltshire, England. Grafit und Pinsel in Wasserfarben, 1741/43. Es handelt sich um die Vorzeichnung zu einem Ölgemälde. Der Künstler hat sich selbst als Staffagefigur im Vordergrund dargestellt (Foto: Görlitzer Sammlungen für Geschichte und Kultur [GöSAM]).*

Seine Eindrücke hielt Schachmann in qualitätvollen Handzeichnungen in Grafit und Wasserfarben fest, die heute im Graphischen Kabinett der Görlitzer Sammlungen für Geschichte und Kultur erhalten sind (Abb. 1).

Im Jahr 1780 veröffentlichte Schachmann sein Büchlein „Beobachtungen ueber das Gebirge bey Koenigshayn“ (Abb. 2). Darin behandelte er u. a. auch den Totenstein bei Königshain und dort zu beobachtende archäologische Funde. Das markante Felsmassiv gilt als „heidnischer“ Opferplatz der späten Bronzezeit und stand 150 Jahre später im Mittelpunkt mehrerer Ausgrabungen.

Von archäologischen Funden und hier besonders von Urnenfunden aus der Nieder- und der Oberlausitz berichten regionale Chroniken bereits seit dem 16. Jh. (Feyerabend 1890, 2; Lemper 1954, 6). Erste Nachrichten zu Urnen, die *bey Lübben in der Niederlausitz* gefunden wurden, überliefert uns Georgius Agricola (1494–1555) in seinem Werk „De natura fossilium“ 1546 (Wetzel/Leube 2010, 6). Seiner Ansicht nach handelte es sich um Urnen, "*worin die alten Germanen […] die Asche der verbrannten Leichname aufbewahrten*". Der Görlitzer Geschichtsschreiber Christopher Manlius (1546-1573) schrieb im Kapitel XXIII "*De urnis in Lusatia inferiori effossis*“ in seinem „*Libri VII Commentariorum rerum Lusaticarum Deigma* (vor 1670) über Urnenfunde bei Sagan (Żagań) und Trebnitz (Trzebnica) in Schlesien. Im Jahre 1595 empfing der spätere Kaiser Matthias für seine Sammlungen in Prag angeblich bronzezeitliche Urnen, die bei Muskau gefunden worden sein sollen (Behla 1882, 14). Schon dessen Bruder, Kaiser Rudolf II. (1552–1612), soll im Jahr 1557 anlässlich einer Huldigungsfahrt durch Schlesien den „Glücksberg“ bei Greisitz (Gryżyce) unweit von Sagan aufgesucht und hier einige Urnen gefunden haben (Wetzel/Leube 2010, 6).



Abb. 2. *Radierung von Adrian Zingg, Titelblatt der Veröffentlichung C. A. G. v. Schachmanns „Beobachtungen ueber das Gebirge bey Koenigshayn“ aus dem Jahr 1780. Dargestellt ist der Totenstein in den Königshainer Bergen (Foto: GöSAM).*

Auch der Alchemist Leonhardt Thurneysser (1531–1596) berichtete in seinem Werk „Pison“ aus dem Jahr 1572 von Urnenfunden in der Niederlausitz. Diese würden „*geformieret (aus der Erde) wachsen*“ und durch „*Zwerglein*“ produziert, welche „*in den heimlichen Speluncken wohnen*“. Als Leibarzt des Brandenburger Kurfürsten Johann Georg war er fest von der medizinischen Wirkung zerstoßener Urnenscherben überzeugt (Wetzel/Leube 2010, 6 f.). Der Gelehrte Leonhard David Hermann berichtet in seiner 1711 erschienenen „Maslographie“ u. a., dass man in der Niederlausitz zu Pfingsten selbstgewachsene Urnen grübe. Er selbst erkannte in den ausgegrabenen Tongefäßen allerdings bereits vorgeschichtliche Grabfunde.

Um die Erforschung der einheimischen Altertümer bemühte sich neben den Gründungsmitgliedern der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften Schachmann und Anton auch Samuel Traugott Pannach (1748–1798), Pfarrer in Malschwitz bei Bautzen. Auf Pannach gehen u. a. die Funde mehrerer Tongefäße der frühen Eisenzeit zurück, die 1771 bei Groß Särchen unweit von Hoyerswerda gefunden wurden und sich bis heute in der Görlitzer Museumssammlung befinden. Die aufgeklebte poetische Inschrift Pannachs gibt anschaulich die sentimentalistische Stimmung der Zeit und das barocke Motiv des Memento Mori wieder (Abb. 3 links):

Nos quoque floruimus, sed flos fuit ille caducus –
Auch wir, wir blühten einst, doch kurz war unser Blühen,
Des Todes Windt entsteht, und Blum' und Blätter fliehen,
Zum Zeugen uns'rer Blüth' blieb dieser Rest zurück:
Das was uns widerfuhr, ist, Freund, auch dein Geschick.
Gefunden in Groß-Särchen bei Hoyerswerda den 4. Sept. 1771
P(annach), P(astor)

Ein weiteres Gefäß der mittleren Bronzezeit aus der Görlitzer Sammlung trägt folgende Inschrift (Abb. 3 rechts):

Dieses Trinck-Geschirr ist nebst Urne, welche mit
Knochen gefüllt, circa annum 1765 auf Koppaczes Acker
bei Sdier ohnweit Klix ausgeackert und zu einem
Ofen-Ruß-Behälter bis 1795 genuzzet worden
S. P(annach), P(astor).



Abb. 3. *Vier früheisenzeitliche Tongefäße aus Groß Särchen bei Hoyerswerda, gefunden 1771 (links), und mittelbronzezeitliches Tongefäß aus Sdier bei Bautzen, gefunden vor 1795 (rechts) (Foto: R. Pech, GöSAM).*



Abb. 4. *Tongefäße aus der Milichschen Bibliothek der Görlitzer Sammlungen für Geschichte und Kultur, laut Beschriftung aus der ersten Hälfte des 18. Jhs. aus Görlitz, Großendorf (Dłużyce) in Schlesien und See bei Niesky (Foto: Verfasser, GöSAM). Ein weiteres, nicht abgebildetes Gefäß aus der Sammlung Gehler wurde 2025 durch das Sächsische Landesamt für Archäologie an das Görlitzer Museum zurückgegeben.*

Die Görlitzer Sammlungen für Geschichte und Kultur verwahren außerdem insgesamt sechs Tongefäße aus der sog. Milichschen Bibliothek (Abb. 4), die laut ihrer lateinischen Beschriftung aus der Sammlung des Universalgelehrten und Görlitzer Bürgermeisters Johann Wilhelm Gehler (1696–1765) stammen, ab 1741 in die Sammlung gelangten und Gehler als Pionier einer ernstzunehmenden sächsischen und schlesischen Altertumsforschung zu erkennen geben (Richthofen 2024a). Eine kleine Tasse der späten Bronzezeit trat wohl zu Beginn des 18. Jhs. in Großendorf (Dłużyce) in Schlesien zu Tage. Ein kleiner Krug der frühen Eisenzeit wurde 1732, ein weiteres zeitgleiches Gefäß 1733 auf einem Fundplatz bei See unweit von Niesky gefunden. Zwei weitere hochmittelalterliche Keramiken kamen 1722 in der Hellen Gasse in der Görlitzer Altstadt zum Vorschein und wurden ebenso wie die übrigen Keramiken als uralte „heidnische Ascheurnen" gedeutet. Die Beschriftungen überliefern nicht nur die ältesten Fundberichte aus Schlesien, der Oberlausitz und dem sächsischen Raum, sondern auch zugleich die Kenntnis ihrer einstigen, im Hinblick auf die mittelalterlichen Gefäße jedoch fehlinterpretierten Funktion als „heidnische", also vorgeschichtliche Grabgefäße (Gühne u. a. 1987, 31; Richthofen 2024a).

Die anfänglich bescheidene Altertumssammlung der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaft in Görlitz wurde im Jahre 1798 durch eine bedeutsame Erwerbung bereichert. Für 200 Taler, eine beträchtliche Summe, die über mehrere Jahre ratenweise abbezahlt werden musste,

Heike Krause

Archäologie trifft Kunst – Funde als Bedeutungsträger im Bildprogramm des Schweriner Schlosses, insbesondere in Theodor Schloepkes Gemälde „Niklots Tod“

1. Einleitung und Fragestellung

Das im Schloss Schwerin neben dem Plenarsaal des Landtages Mecklenburg-Vorpommern präsentierte, 1857 vollendete Monumentalgemälde des Malers T. Schloepke (1812–1878)[1] stellt in Lebensgröße den Tod Niklots, des letzten Fürsten der slawischen Obodriten, dar (Abb. 1). Er geriet 1160 in einen Hinterhalt sächsischer und dänischer Truppen. Niklot fällt – durch die Angreifer tödlich verletzt – noch auf seinem Pferd sitzend, getroffen nach hinten. Derartige Re-Inszenierungen von dramatischen Schlachtenszenen in der Historienmalerei des 19. Jhs. entsprachen dem Gedankengut des Nationalismus. Das Besondere an Schloepkes Werk ist, dass er die Reiter mit Waffen und Bekleidungsstücken ausstattete, für die reale Funde der Altertümer- bzw. Waffensammlung der Großherzöge von Mecklenburg als Vorlagen dienten.



Abb. 1. *T. Schloepke, Niklots Tod, 1857. Ölmalerei auf Leinwand, 364 x 494 cm (Staatliche Schlösser, Gärten und Kunstsammlungen Mecklenburg-Vorpommern, Inv.-Nr. G 1926).*

Um Schloepkes Gemälde zu kontextualisieren und zu verstehen, wird hier auf die Bedeutung der Historienmalerei, das Bildprogramm zur obodritischen Geschichte sowohl im Schweriner Regierungsgebäude als auch am Schloss sowie auf das zeitgenössische archäologische Wissen eingegangen, das größtenteils vom großherzoglich-mecklenburgischen Archivar, Bibliothekar und Sammlungsdirektor G. C. F. Lisch (1801–1883) generiert wurde. Im Fokus stehen folgende Fragen: Welche realen Waffen- und Ausrüstungsgegenstände könnten als Vorlage gedient haben? Welche Rolle könnte diese kriegerische Ausstattung der Protagonisten im Kontext des Zeitgeists und der Ideologie gespielt haben?

2. Historienmalerei im zeitgenössischen Kontext

Im 19. Jh. erlebte die Historienmalerei eine wahre Blüte (umfassend dazu Eberle 2017). Der 1858 verstorbene Kunsthistoriker und Historiker F. Kugler war der Ansicht, dass die historische Malerei die Aufgabe habe, „wirkliche historische Vorgänge uns zu vergegenwärtigen“ (Kugler 1854, 477). Und er konstatierte in seinem Buch

[1] Heute im Besitz der Staatlichen Schlösser, Gärten und Kunstsammlungen Mecklenburg-Vorpommern (kurz: SSGK M-V), Inv.-Nr. G 1926.



Abb. 2. *Schloss Schwerin (Blick von Westen) (Foto: Verfasserin).*

aus dem Jahr 1854: „Keine der dahin gehörigen Unternehmungen aber war umfassender, keine dem Plane nach grossartiger, als die Gründung des historischen Museums zu Versailles“ (Kugler 1854, 479), das im Juni 1837 eröffnet wurde und Gemälde, ausgedehnte Porträtgalerien, Prospekte, Statuen, Büsten, Medaillen zeigte (Kugler 1854, 480). Der französische Maler H. Vernet (1789–1863) hat viele der Gemälde geschaffen, die geschichtliche Szenen vergegenwärtigen, darunter jene, „deren Gegenstände einer schon vergangenen Zeit angehörten.“ Bei ihnen „kam es auf geistige Wiederbelebung nicht mehr vorhandener Zustände an“ (Kugler 1854, 481). „Haben wir [in Deutschland] aber, was die Anforderungen der eigentlich geschichtlichen Malerei betrifft, allerdings noch keinen Horace Vernet, so hat sich ja eben auch dieser Meister zu dem was er ist, erst durch die Aufgaben emporgebildet“ (Kugler 1854, 487).

Es liegt nahe, dass Schloepke diesem Anspruch nacheiferte und sicherlich deshalb die Nähe zu Vernet suchte, der sein großes Vorbild war. Seinen Wunsch, das Monumentalgemälde in einem seiner Ateliers in Versailles zu malen, begründete er ausführlich in seinen Briefen an den Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin (1823–1883), der seiner Unternehmung zustimmte, ihm den Auftrag erteilte und die Finanzierung übernahm.[2]

3. Der Schlossneubau, sein Bildprogramm und die historische Überlieferung

3.1 Der Burgwall *Zuerin* als Standort für das neue Schloss

Die Herausgeber der Festschrift über den Schlossbau, Architekt F. A. Stüler (1800–1865), Intendant der großherzoglichen Sammlungen E. Prosch (1804–1878) und Hofbaurat H. Willebrand (1816–1899), erzählen die Geschichte der Gesamtanlage nach Abschluss ihrer Neugestaltung in den Jahren 1843–1857. In ihrer Publikation beziehen sie den Standort auf der stadtnahen Insel im Burgsee, den umgebenden Garten sowie die weitere Umgebung mit ein und werten es als ein harmonisches Ganzes (Abb. 2). Das Schloss biete dem „Geschichtsforscher [...] durch seine zahllosen Sculpturen und Malereien einen voll-

[2] Landesarchiv Mecklenburg-Vorpommern (kurz: LAMV), 5.2.1 1 Großherzogliches Kabinett III/Großherzogliches Sekretariat, Nr. 139.